

(Nachdruck verboten.)

## 4) Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nergö.

Berechtigter Uebersetzung von Mathilde Mann.

Da draußen brach sich die Sonne auf eine eigene Weise in den Bäumen, es kam ein eigentümlicher Ton in das Gewitscher der Vögel, das war um die Zeit, wo die Kühe nach dem Wiederkäuen des Nachmittags aufstanden. Und da kam ein Junge aus den kleinen Tannen heraus, er brüllte eine Melodie aus vollem Halse heraus und knallte aufs Lustigste mit der Peitsche, der General des Ganzen, Pelle, der Junge, der keinen Menschen über sich hatte. Und die Gestalt, die dort über die Acker dahergestolpert kam, um die Kühe anzupflöden — das war ja Lasse!

Vater Lasse, ja!

Er konnte nichts dafür, aber es entrang sich ihm ein Schluchzen, es überkam ihn so sinnlos. „Halts Maul!“ rief der Geselle drohend. Und dann war es ganz um ihn getan, er machte nicht einmal den Versuch, dagegen anzugehen.

Der junge Meister kam hin und nahm etwas von dem Bort über seinem Kopf, er lehnte sich vertraulich auf Pelles Schulter, das schwache Bein hing frei und baumelte. Er stand eine Weile da und starrte in die Luft hinaus — zögernd; und diese warme Hand auf der Schulter des Knaben brachte ihn zur Ruhe.

Aber von Frohwerden konnte keine Rede sein, jetzt, wo er deutlich wußte, daß das Ganze Vater Lasse war — so eine schreckliche Sehnsucht. Er hatte den Vater nicht gesehen, seit jenem hellen Morgen, als er selber auszog und den Alten in Einsamkeit versinken ließ; gehört hatte er auch nicht von ihm, er hatte kaum einen Gedanken zu ihm hinausgeschickt. Er hatte mit heiler Haut durch den Tag hindurchzukommen und sich anzupassen; eine ganz neue Welt war da, die man absuchen, in der man sich zurechtfinden mußte. Pelle hatte ganz einfach keine Zeit gehabt; die Stadt hatte ihn verschlungen.

Aber in diesem Augenblick stieg es vor ihm auf als die größte Treulosigkeit, die die Welt je gekannt hatte. Und in seinem Nacken fuhr es fort zu schmerzen, er mußte irgendwo hin, wo ihn niemand sah. Er machte sich etwas draußen auf dem Hof zu schaffen, ganz unten hinter dem Waschhaus, und kauerte sich in das Brennholzloch beim Brunnen.

Da lag er und kroch in schwarzer Verzweiflung umher, weil er Vater Lasse so schändlich im Stich gelassen hatte, über all diesem Neuem und Fremden. Ja, und damals, als sie zusammen arbeiteten, war er ja auch weder so gut noch so sorgfältig, wie er hätte sein sollen. Es war wohl im Grunde Lasse, der — so alt er war — sich für Pelle opferte, ihm die Arbeit erleichterte und die Lasten auf sich nahm, obwohl Pelle die jüngeren Schultern hatte. Ein wenig hart war er auch gewesen damals, als das mit Madam Olsen über dem Vater zusammenbrach; und mit seinem gemütlichen Greisengeschwätz, wofür Pelle jetzt, wenn er ihm lauschen könnte, Leben und Wohlfahrt hingeben würde, hatte er damals so wenig Rücksicht gehabt. Er erinnerte sich nur allzu deutlich des einen und des anderen Falles, wo er nach Lasse gebissen hatte, ihn dahingebredt hatte, sich in einem Seufzer festzufahren. Denn Lasse biß ja nicht wieder, er schwieg nur so trübselig.

Nein, wie schrecklich das war! Pelle warf alle Großmütigkeit über Bord und gab sich der Verzweiflung hin. Was sollte er hier, wenn der alte Lasse einsam unter Fremden umherging und sich nicht schützen konnte? Da war nichts, womit er sich trösten konnte, keine Ausflucht, Pelle erkannte brüllend, daß dies Treulosigkeit war. Und wie er so dalag und verzweifelt an den Gegenständen zerrte und sich leer brüllte, wuchs ein ganz männlicher Entschluß in ihm auf: er mußte all sein Eigenes aufgeben — die Zukunft und die große Welt und alles — und sein Leben dafür opfern, dem Alten das Dasein angenehm zu machen. Er mußte wieder nach Stengaarden zurück! Er vergaß, daß er nur ein Kind war und eben das Essen für sich selbst verdienen konnte. Den

alten krüppeligen Vater Lasse in allen Punkten decken und ihm das Leben leicht machen — das war gerade, was er wollte. Und Pelle war nicht dazu angetan, daran zu zweifeln, daß er es vermochte. Mitten in seinem Zusammenbruch nahm er alle Pflichten eines starken Mannes auf sich.

Wie er da lag und vergrämt mit ein paar Stücken Brennholz spielte, teilten sich die Hollarzweige hinter dem Brunnen und ein Paar große Augen starrten ihn verwundert an. Es war nur Manna.

„Saben sie Dich geschlagen, oder warum weinst Du?“ fragte sie ernsthaft.

Pelle wandte das Gesicht ab.

Manna schüttelte die Locken zurück und sah ihn fest an:

„Saben sie Dich geschlagen, wie? Wie, Du? — Denn dann geh ich hin und schelt sie aus!“

„Was geht das Dich an?“

„So antwortet man nicht — dann ist man nicht gebildet.“

„Ach, halt den Mund!“

Dann bekam er Ruhe; drüben im Hintergrund des Gartens kletterten Manna und die beiden kleineren Schwestern in Spalier herum, da hingen sie und starrten unverwandt nach ihm hinüber. Aber was ging das ihn an, er wollte nichts davon wissen, sich von Frauenröden beklagen zu lassen und sie als Fürbitter zu haben. Es waren ein paar naseweise Dirnen, selbst wenn ihr Vater auf den großen Meeren fuhr und viel Geld verdiente; hätte er sie hier gehabt, würden sie Prügel von ihm besehen haben. Jetzt mußte er sich damit begnügen, die Zunge rauszustecken.

Er hörte ihre entsetzten Ausrufe — aber was dann? Er wollte nicht mehr zu ihnen hinüberklettern und wollte nicht mehr mit ihnen spielen, in dem Garten mit den großen Muscheln und Korallenblöcken. Er wollte aufs Land hinaus und für seinen alten Vater sorgen! Hinterher, wenn das überstanden war, wollte er selbst in die Welt hinaussegeln und solche Sachen mit nach Hause bringen — ganze Schiffs-ladungen voll!

Von dem Werkstattfenster her wurde gerufen. „Wo in aller Welt bleibt das Biest denn ab?“ hörte er sie sagen. Er zuckte zusammen, er hatte ganz vergessen, daß er in der Schusterlehre war. Aber nun kam er auf die Beine und lief schleunigst hinein.

Pelle wurde schnell mit dem Aufräumen nach Feierabend fertig. Die anderen waren auf Lustbarkeiten ausgeflogen, er stand allein oben auf der Bodenkammer und sammelte sein Hab und Gut in den Sack. Da war eine ganze Sammlung von Herrlichkeiten: Dampfschiffe aus Blech, Eisenbahnzüge und Pferde, die inwendig hohl waren, alles, was er von den unwiderstehlichen Wundern der Stadt für fünf blanke Kronen hatte erwerben können. Das kam in die Wäsche hinein, um keinen Schaden zu leiden, den Sack schmiß er durch das Giebsel Fenster in den schmalen Gang hinab. Nun galt es selbst durch die Küche hindurchzuschlüpfen, ohne daß Zeppe's Alte Unrat ahnte; sie hatte Augen wie eine Hexe und Pelle hatte ein Gefühl, als müßte ihm jeder Mensch ansehen können, was er vorhatte.

Aber es ging. Er schlenderte so beherrscht, wie es ihm nur möglich war, bis an die nächste Straßenecke, damit man glauben sollte, er trage Wäsche zur Wäscherin. Dann ging er in vollen Lauf über, es war Heimatsverlangen in ihm. Ein paar Strakenjungen schrien und warfen Steine hinter ihm drein, aber das war Pelle ganz einerlei, wenn er nur entkam; allem anderen gegenüber war er abgestumpft; Neue und Heimweh waren hart über sein Gemüt hingegangen.

Es war über Mitternacht, als er atemlos und mit hängender Milz draußen zwischen den Wirtschaftsgebäuden von Stengaarden stand; er lehnte sich gegen die verfallene Schmiede und schloß die Augen, um besser zur Ruhe zu kommen. Sobald er sich verschnauft hatte, ging er von hinten in den Kuhstall hinein und auf die Kuhhirtenkammer zu. Der Fußboden des Futterganges kam ihm so bekannt unter den Füßen vor, und nun kam er im Dunkeln an dem großen Stier vorbei. Der sog Luft von seinem Körper ein und bließ sie weit hinaus — ob er ihn noch kannte? Aber der Geruch in der Kuhhirtenkammer war ihm fremd. „Vater Lasse vernachlässigte sich

„Wohl,“ dachte er und zog das Federbett von dem Kopf des Schlafenden weg. Eine fremde Stimme fing an zu schimpfen. „Ist das denn nicht Lasse?“ sagte Belle; die Knie schlotterten unter ihm.

„Lasse —?“ rief der neue Kuhhirte aus und richtete sich auf. „Sagtest Du Lasse? Kommst Du, um das Gotteskind noch abzuholen, Du Teufel? Sie sind schon aus der Hölle hier gewesen und haben ihn mitgenommen, bei lebendigem Leibe haben sie ihn dahingeführt, er war zu gut für diese Welt, weißt Du. Der alte Satan war selbst hier und hat ihm Frauenzimmermaß genommen; ja, da mußt Du ihn denn wohl auffuchen. Geh man immer geradeaus, bis Du zu des Teufels Urgroßmutter kommst, Nachher brauchst Du Dich denn bloß bis zu dem Zottigen weiter zu fragen.“

Belle stand eine Weile in dem unteren Hof und überlegte. Also durchgebrannt war Vater Lasse! — Und wollte sich verheiraten, oder war er am Ende schon verheiratet. Und mit Karma, das konnte er verstehen! Er stand kerzengerade da und versank in Traulichkeit; der große Hof lag im Mondlicht getaucht da — in tiefem Schummer; und rings umher spannen die Erinnerungen alles lieblosend in Schlaf — mit diesem gemüthlichen Schnurren aus seiner Kindheit, wenn die kleinen Kagen auf seinem Kopfkissen schliefen, und er die Wange gegen den weichen, zitternden Körper legte.

Belles Sinne hatten tiefe Wurzeln. Einmal bei Oheim Kalles hatte er sich in die große Zwillingswiege gelegt und sich von den anderen Kindern wiegen lassen, er war damals wohl neun Jahre alt. Als sie ihn eine Weile gewiegt hatten, gewann die Situation Macht über ihn; er sah eine räucherige Balkendecke, die nicht zu Kalles Haus gehörte, hoch über seinem Kopf schlingern und hatte das Gefühl, daß eine eingemummelte ältere Frau wie ein Schatten hinter dem Kopfe endete sah und die Wiege trat. Die Wiege humpelte mit argen Stößen, und jedesmal, wenn der Fuß von den Kufen glitt, schlug er mit dem Geräusch eines gesprungenen Holzschuhes auf den Fußboden auf. Belle sprang auf, „sie humpelte ja,“ sagte er verwirrt. — „So? Das hast Du gewiß geträumt.“

Kalle sah lachend unter die Kufen. „Sunpekt,“ sagte Lasse. „Das sollte doch erst recht was für Dich sein! Damals, als Du klein warst, konntest Du nicht schlafen, wenn die Wiege nicht humpelte, wir mußten die Kufen ganz viereckig machen. Sie war beinahe nicht zu treten, Bengta trat manch schönen Holzschuh kaput, um Dir und Deiner Laune zu Willen zu sein.“

Der Hof hier war auch wie eine große Wiege, die in dem unsicheren Mondlicht ging und ging, und als Belle sich erst ganz dahineingegeben hatte, wollte alles das, was aus den Kindheitsjahren dort aufstieg, kein Ende mehr nehmen. Das ganze Dasein mußte vorbei und über seinem Kopf hintwackeln wie damals und die Erde mußte sich überall, wo nur ein dunkler Fleck war, zu Abgründen aufturn.

Und das Weinen sickerte heraus — schicksalschwanger — und übergoss das Ganze, so daß Kongsdrup wie ein begossener Budel von dannen schlich und die anderen sich zu Mut und Grus prügelten. Und Lasse — ja, wo war Vater Lasse?

Belle stand mit einem Sprung in der Braustube und klopfte an die Thür zu der Mäddekammer.

„Bist Du es, Anders?“ flüsterte eine Stimme von drinnen, und dann tat sich die Thür auf und ein paar Arme umfaßten ihn warm und zogen ihn hinein. Belle stieß um sich, seine Hände sanken in einen nackten Busen, es war ja wohl die blonde Marie!

„Ist Karna noch hier?“ fragte er. „Kann ich nicht mal mit Karna sprechen?“

Sie freuten sich, ihn wieder zu sehen, die blonde Marie faßte ihn ganz warm um die Wangen, es war kurz davor, daß sie ihn auch küßte. Karna konnte sich gar nicht von ihrer Ueberraschung erholen, solche städtische Haltung, wie er gekriegt hatte. „Und jetzt bist Du also Schuster in der größten Werkstatt der Stadt — ja, wir haben es gehört, Schlachter Jensen hat es auf dem Markt zu wissen gekriegt. Und groß bist Du geworden und stadtfrein! Du hältst Dich gut! Karna zog sich an.

(Fortsetzung folgt.)

## fliegende fische.

Von E. Schenling.

Alle Älteren Schriftsteller, die sich mit den Naturwissenschaften befahen, wie alle Reisende der neueren und neuesten Zeit, die das Mittelmeer durchkreuzten, wissen von Fischen zu erzählen, die sich plötzlich aus ihrem Element erheben, hundert und mehr Meter über

den Wasserspiegel dahinschießen, um dann in der Flut wieder zu verschwinden. Es sind Dactylopterus-Arten, Flughähne, die sich zufolge ihrer wie ein Fallschirm wirkender Brustflossen eine Zeitlang schwebend zu erhalten vermögen. Dieselbe Kunst ist noch einer anderen Fischgattung eigen, den Egoceus-Arten, Hochflugfische, Bewohnern der tropischen und subtropischen Meere, die ihrer Ähnlichkeit halber von den Seeleuten „fliegende Heringe“ genannt werden. Auch für sie kann als Hauptcharakteristik angeführt werden: außerordentliche Entwicklung der Flossen, insbesondere der zugespitzten Brustflossen, deren Länge etwa  $\frac{2}{3}$  und deren Breite ungefähr  $\frac{1}{3}$  der Gesamtlänge des Körpers ausmacht, und die sich auf einem sehr starken, unter diesen Muskeln ruhenden Knochenring freier als bei anderen Fischen bewegen.

Ohne Rücksicht auf Luft- und Wasserströmung schießen die Fische pfeilschnell aus der Flut heraus und zwar immer unter einem kleinen Neigungswinkel. In parabelähnlichem Fluge legen sie in einer Höhe von einem bis zu vier Meter eine Strecke von 200—300 Meter zurück. Sobald sie sich über dem Wasserspiegel erheben, spreizen sie die flügelartigen Brustflossen zum Fluge, wobei in nächster Nähe ein deutliches, raschendes Flattern hörbar ist. Nach einzelnen Beobachtungen sind die fliegenden Fische sogar instand, während des Fluges die Richtung ihrer Bahn zu ändern, Kurven zu beschreiben und ihren Kurs den Bewegungen des Wasserspiegels, also dem Wellenberg und Wellentälern, anzupassen. Seitlich einwirkenden Winden vermögen die Fische gegen das Ende der Flugbahn hin nicht mehr zu widerstehen, werden vielmehr durch diese aus der eingeschlagenen Richtung verdrängt und zuletzt von der Windströmung getrieben, auch senkt sich die hintere Körperhälfte allmählich abwärts, so daß die Längsachse des Körpers mit der Fluglinie einen immer größer werdenden Winkel bildet.

Die Frage, ob die Flugbewegung aktiv oder passiv ist, mit anderen Worten, ob die Brustflossen während der Dauer des Fluges ausgespannt in der Ruhe verharren, also einem Fallschirm gleichen, oder ob die fliegenden Fische gleich anderen Fliegern Flügelschläge damit ausführen, ist vielfach erörtert und unstritten worden. Alle Autoren stimmen darin überein, daß die Flughähne blitzschnell aus dem Wasser aufsteigen und daß sie diese große Geschwindigkeit bereits im Wasser durch kräftige Wirtbewegungen des Schwanzes erreichen. Beim Erheben über den Wasserspiegel werden die bis dahin dem Körper dicht anliegenden Brust- und Bauchflossen gespreizt und der Flug beginnt.

Alexander v. Humboldt, der übrigens als erster auf die ansehnliche Größe der Schwimmbläse dieser Fische aufmerksam machte, versichert, daß man trotz der ausnehmend raschen Bewegung während des Fluges deutlich wahrnehmen könne, wie die Fische ihre Brustflossen abwechselnd ausdehnen und zusammenziehen. Auch der Kapitän de Fréminville spricht die Ueberzeugung aus, daß die Fische bei der Länge ihrer Flugbahnen aktiv und „bien vélocement“ fliegen mußten und keineswegs so große Strecken zurückzulegen vermöchten, falls sie ihre Flossen lediglich als Fallschirme gebrauchen würden. Dem entgegen meinte Breme, daß die Hochflugfische nur beim Erheben unter vernehmbarem Rascheln Brust- und Bauchflossen spreizen und daß während des Fluges nur eine zitternde Bewegung, nicht aber ein Ausbreiten und Zusammenlegen der Flossen wahrnehmbar sei. Nach diesem Forscher ist die Bewegung der Fische außerhalb des Wassers kein Fliegen, sondern ein Springen. Die bereits erwähnte Aenderung der Fluglinie wird nach ihm dadurch herbeigeführt, daß die Fische schnell aufeinander folgende kleine Sprünge von etwa Meterlänge ausführen und nach dem jedesmaligen Einfallen die Richtung entsprechend ändern. Dieser Anschauung, namentlich in ihrem letzten Teil, widerspricht Agassiz, nach dem die veränderte Flugrichtung wie die Höhe des Fluges nicht durch Bewegungen der Brustflossen, sondern infolge Beeinflussung der gesamten Oberfläche des Körpers durch Muskeln bewirkt wird. Das Beschreiben von Kurven in der Flugbahn werde den Hochflugfischen ermöglicht durch den eigenartigen Bau der Schwanzflosse, insbesondere durch die Ungleichheit ihrer Lappen. Durch die größere Länge des unteren Lappens werden die Wirtbewegungen, die den Fischkörper über die Oberfläche des Wassers und durch die Luft schlendern, erleichtert und die Ausdehnung der Brustflossen demgegenüber während des Dahineilens in dem dünneren Mittel nur zur Stütze. Möbius endlich hält nicht (wie die meisten Autoren) die Bewegung der Flugflossen für aktive Muskelthätigkeit, sondern erklärt sie passiver Natur und durch den entgegenwirkenden, relativen Wind veranlaßt; seine Annahme sucht er durch Hinweis auf das ungünstige Gewichtsverhältnis der Brustmuskeln zum Gewicht des Gesamtkörpers zu begründen.

Man weiß, wie ökonomisch die Natur im Bau des Vogels vorgegangen ist, um ihm die Poesie der Bewegung, wie Pettigrew so schön sagt, zu verleihen, wie sie gespart hat am Klumpfe und hauptsächlich am Kopfe, und wie sie namentlich die Brustmuskulatur ausbildete, damit ein den Flug ermöglichendes günstiges Verhältniß zustande kam. Während dieses hier 1:6,22 beträgt, ist es bei den fliegenden Fischen 1:32,4. Selbst der beste Flieger unter den Vögeln würde sich durch Flügelschläge nicht zu erheben vermögen, wenn er wie die Flughähne belastet wäre, also das Fünffache seines Körpergewichts tragen müßte. Könnten die in Rede stehenden Fische wirklich die reizend schnellen Flügelschläge ausführen, so müßten sie in der Reihe der Flugierte auf einer ziemlich hohen Stufe stehen. Ferner ist durch Mareys Beobachtungen bekannt, daß sich beim Vogel die Zahl der Flügelschläge mit der Fluggeschwindigkeit auf-

fallend verringert. Der Grund davon liegt darin, daß der Luftwiderstand mit der Fluggeschwindigkeit zunimmt und daß dieser größere Widerstand den Flügelschlag unmöglich macht. Wenn nun (nach den Beobachtungen von Seitz und dem bereits erwähnten Bennett) die vermeintlichen Flügelschläge des Flugfisches auch nur zu Anfang der Flugbewegung ausgeführt werden, wie es beim aufsteigenden Vogel der Fall ist, so stehen sich doch bei beiden Flugtieren diese Flugbewegungen entgegen, indem sich der Vogel durch diese Flügelschläge erst eine gewisse Fluggeschwindigkeit erwirbt und später unterhält, während die fliegenden Fische den Flug mit der größten Geschwindigkeit (15—20 Meter) fortsetzen, die sie ihrem Körper im Wasser durch die Brichbewegungen des Schwanzes verliehen haben. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Anatomie der Flugmuskeln der Fische ergeben hat, daß ihre Wirkung auf die Flugflossen wohl eine hebende aber keine vorwärtstreibende wie bei den Vögeln sein kann. So zeigen die gesamten physiologischen und flugmechanischen Verhältnisse, daß die fliegenden Fische außerstande sind, aktive Ruderbewegungen auszuführen, die man ihnen bisher zuschreiben zu müssen glaubte.

Was nun der Flug selbst anbelangt, so vergleicht ihn Kittlitz mit dem des Goldhammers und Finken während der rauhen Herbstwitterung, wenn die Vögel auf Stoppelfeldern einsinken, um die letzten Körnlein zu suchen, und Humboldt sagt, daß man die Bewegung eines fliegenden Fisches mit der eines flachen über dem Wasserpiegel hingeworfenen Steines, der ausfallend und wieder abprallend meterhoch über dem Wasser hinweg streicht, ganz richtig vergleichen hat. Agassiz steht darin indessen mehr; er sagt: „Die fliegenden Fische sind in der Tat in Wahrheit lebende Federbälle (!?) und in ständiger, durch Drehen der Flossen ihre Flugrichtung zu verändern“. Und wenn wir oben erwähnten, daß sich die Fluglinie des Fisches der bewegten Meeresoberfläche anschmiege, so mag daran erinnert werden, daß sich auch Adler und andere Seerögel den Hebungen und Senkungen des Meeresspiegels anpassen, ohne dazu eines Flügelchlages zu bedürfen, was sich einfach durch die über dem Wasser lagernde und von diesem bewegte Luftschicht erklären läßt.

Wenn wir zum Schluß uns nun noch fragen: Was veranlaßt diese Fische, sich aus ihrem Elemente zu entfernen? so haben wir darauf mancherlei Antwort. „Die Hochflieger“, sagt Humboldt, „bringen einen großen Teil ihres Lebens in der Luft zu, aber ihr elendes Leben wird ihnen dadurch nicht leichter gemacht. Verlassen sie das Meer, um den gefährlichen Goldmakrelen zu entgehen, so bezeugen sie in der Luft Fregatvögeln, Albatrossen und anderen Seevögeln, die sie im Fluge erschnappen.“ Und Kittlitz meint: „Der Flug dieser Fische scheint das letzte Mittel zu sein, das sie anwenden, um ihren Verfolgern, die man beständig nach ihnen springen sieht, zu entgehen. So groß ihre Zahl, so heftig ist auch ihre Verfolgung durch Raubfische.“ Bennett widerpricht diesem, indem er ausführt, daß die Hochflieger nicht als Unglückliche (die unmittelbar, nachdem sie sich erhoben haben, von den Schwärmen gesiedelter Feinde angefallen werden, während die wenigen, die glücklich entkommen und ihr heimisches Element wiederfinden, Raubfischen zum Opfer fallen) angesehen werden dürften, sondern daß sie selbst Jagd machen und darum als Angreifer und nicht als Opfer angesehen werden müssen, wenn schon es vorkommen könne, daß namentlich an der Küste die ungezählten Scharen der Flugfische von Raubfischen verfolgt werden.

Wenn sich das Schauspiel des Aufstieghens und Wiederverschwindens von drei und vier Dactylopterus-Schwärmen nach einer Richtung hin wiederholt, läßt sich wohl annehmen, daß die Flughäute von Raubfischen verfolgt werden. Dst ist allerdings wahrzunehmen, daß die aufsteigenden Fische bald hier bald dort erscheinen, auch keine bestimmte Richtung einhalten, vielmehr die Kreuz und Quer durcheinander fliegen, dann ist der Flug sicher als Spiel anzusehen. So äußert sich auch Humboldt: „Ich bezweifle aber, daß sich die fliegenden Fische einzig und allein, um der Verfolgung ihrer Feinde zu entgehen, aus dem Wasser schwellen. Gleich den Schwalben schießen sie zu Tausenden fort, geradeaus und immer gegen die Richtung der Wellen. In unseren Himmelsstrichen sieht man häufig am Ufer eines klaren, von der Sonne beschienenen Flusses einzelne stehende Fische, die somit nichts zu fürchten haben, können sich über die Wasserfläche schwellen, als gewähre es ihnen Vergnügen, Luft zu atmen. Warum sollte dieses Spiel nicht noch häufiger und länger bei den Hochfliegern vorkommen, die vermöge der Gestalt ihrer Brustflossen und ihres geringen Eigengewichts sich sehr leicht in der Luft halten?“

## Kleines feuilleton.

Einige Ueberraschungen der englischen Volkszählung. Die Ziffern, die als Ergebnisse der englischen Volkszählung veröffentlicht worden sind, werden als nur vorläufig bezeichnet; aber es kann als unwahrscheinlich gelten, daß sie noch eine wesentliche Berichtigung erfahren werden. In England findet bekanntlich nur alle zehn Jahre, also halb so häufig wie in Deutschland, eine Volkszählung statt, die sich dann aber auch über das ganze britische Weltrecht erstreckt. Für England und Wales hat sich eine Gesamtbevölkerung von 38 075 269 herausgestellt gegen 32 527 843 im Jahre

1901. Die Ziffern für Schottland und Irland liegen noch nicht vor. Namentlich wird man auf das Ergebnis für Irland gespannt sein dürfen, dessen Bevölkerung während des vorigen Jahrzehnts in der Abnahme begriffen war. Auch für England ist die Zunahme nicht mehr so stark wie früher. Sie betrug im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts noch 12,2 Proz., im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts 11,7 Proz., und im vorigen Jahrzehnt nur noch 10,9 Prozent. Ob dieser Rückgang allein auf eine Abnahme der Geburten oder auf ein Ueberwiegen der Auswanderung zurückzuführen ist, wird erst noch zu ermitteln sein. Für London sind außer den Zahlen, die schon mitgeteilt worden sind, noch einige Einzelangaben von besonderem Interesse. Der Verwaltungsbereich der Londoner Grafschaft hat im letzten Jahrzehnt an Bevölkerung abgenommen, allerdings nicht viel, nämlich von 4 536 267 auf 4 522 981. Die Bevölkerung des sogenannten Außenrings von London, der eine eigene Verwaltung besitzt und nur zum hauptstädtischen Polizeibezirk gehört, ist dagegen von 2 045 135 auf 2 730 002 gewachsen. Daraus erklärt sich auch zum größten Teil die ungewöhnlich starke Zunahme der Einwohnerzahlen in den Grafschaften Essex, Middlesex und Surrey um 30—42 Proz. Auch noch einige andere Städte haben an Bevölkerung abgenommen, aber nur Ortschaften von geringer Wichtigkeit, wie Canterbury, Halifax, Hastings und Burton am Trent. Eine große Ueberraschung bildet das geringe Wachstum von Birmingham, dessen Einwohnerchaft in einem ganzen Jahrzehnt nur um 3000 zugenommen hat und jetzt rund 526 000 beträgt. Die Steigerung der Volksziffer in den Städten ist überhaupt keine besonders große gewesen und läßt sich mit der deutscher Städte im allgemeinen nicht vergleichen. Das Beispiel von Coventry, östlich von Birmingham, als einer Stadt, die von 70 000 auf 106 000 angewachsen ist, steht schon als einzig da. Die Volkszählungsergebnisse sind auch gerade für die englischen Großstädte eine Ueberraschung von einem Grad gewesen, den man eigentlich nicht für möglich halten sollte. Der Gang der Bevölkerung wird selbstverständlich für jede größere Ortschaft fortlaufend geschätzt, und diese Schätzungen haben sich als höchst fehlerhaft und in allen Fällen übertrieben erwiesen. So sollte Bristol nach der Schätzung jetzt 383 000 Einwohner haben, während die Zählung nur 357 000 nachgewiesen hat. In Leeds wurden geschätzt 491 000, gezählt nur 446 000. In Sheffield betrug der Ausfall 23 000, in Leicester 21 000 Seelen. So große Irrtümer der Schätzung pflegen in der deutschen Statistik auch nicht vorzukommen und lassen sich wohl vermeiden.

## Literarisches.

Proletarische Jugendliteratur. Dem Proletariat und vor allem der Arbeiterjugend in den festlichen Stunden der Muße die Freude am Leben und den Willen zur Tat zu kräftigen und zu läutern und in jedem Genießer der Sammlung den sozialistischen Gedanken zu einem immer wirkenden Erlebnis zu erheben“, soll die Aufgabe einer Sammlung „Die junge Welt“ sein. Die bisher erschienenen geschmackvollen Bändchen, die der Verlag der Wiener Volksbuchhandlung zum Preise von 20 Pf. hergestellt hat, können jungen Proletariern nur warm empfohlen werden. In Heft 1 sind von dem Herausgeber der Sammlung F. L. Stern eine Reihe prächtiger „Sozialer Balladen“ zusammengestellt worden. In Heft 2 lehrte Max Winter „Soziales Wandern“: „Nicht die Zahl der zurückgelegten Kilometer bringe heim, sondern erweiterte Einsicht in das vielgestaltige Leben der Menschen. . . . Einsam wandern! Langsam! Im Schlenkergang. Nicht fortwärts drängend und nicht gedrängt! Lieber ein kleines Stück Welt gesehen, dieses aber gründlich. Augen im Kopf für alles, was Mensch heißt und Menschenwerk!“ In äußerst anschaulichen Bildern ziehen Holzknecchte, Weber, Steinklopferkinder, Vergarbeiter, junge Proletarier am Ofen eines Walzwerks, Salinarbeiter und Glasbläser des mährisch-schlesischen Grenzlandes vorüber. Das Glend und die Ausbeutung bilden einen grellen Kontrast zu dem Reiz des Gebirges und der an sich interessanten Arbeitstechniken, die vor dem Zeitalter des Kapitalismus z. T. ein Hauch der Poesie umgab.

In Heft 3 zeichnet Engelbert Bernerstorfer das Lebensbild Friedrich Schillers. Als „einen Vorläufer des modernen Sozialismus“ können wir Schiller allerdings nicht bezeichnen, auch sonst scheint uns Schillers Gestalt in etwas zu lichten Farben gehalten; aber als kurze Orientierung ist das Bändchen immerhin empfehlenswert. Am meisten Interesse wird unter den jugendlichen wahrscheinlich Heft 4 von Hugo Schulz „Die Indianer“ erwecken; dafür verlangt es aber auch die aufmerksamste Lektüre, um den Inhalt ganz zu verarbeiten. Die Frage „wie sind denn diese Indianer, über deren Grausamkeit, Barbarei, kriegerische Wildheit und Feindseligkeit gegenüber allem Europäischen uns so spannende und gruselige Geschichten erzählt werden, in Wirklichkeit beschaffen?“ beantwortet Schulz in sachkundigen, völkergeschichtlichen Ausführungen über Rasse, Wohnsit, Kultus, Gemeinwesen, Verbände und Kämpfe der Indianer. An die Stelle ebentenerlicher, falscher und blasser Vorstellungen setzt er eine Schilderung, die der Wahrheit entspricht, dadurch an Anschaulichkeit gewinnt und selbst spannender und tragisch empfundenen Situationen nicht entbehrt.

Weitere Bändchen über „Flieger“ von Ingenieur Tassius und ein „Mädchenbuch“ von der bekannten österreichischen Genossin Adelheid Popp sind angekündigt.

### Kulturgeschichtliches.

Aus der Urgeschichte des Buches. Der Stoff, auf dem die ältesten Bücher, wenn man diese Bezeichnung darauf überhaupt bereits antoenen könnte, geschrieben worden sind, war Stein. Nicht nur die Runensteine des Nordens, sondern auch zahlreiche Felseninschriften in Südeuropa, im Orient und in Nordafrika geben davon Zeugnis. Unter den Steinen war der Marmor bevorzugt. Später wurden Inschriften auch auf Bronze hergestellt, womit aber ein Fortschritt für die Schaffung eigentlicher Bücher nicht gemacht wurde. Dazu waren leichtere Stoffe notwendig. Diese fand man im Holze, im Leder und schließlich in Pflanzenstoffen, wie dem berühmten Papyrus Ägyptens, dessen Wichtigkeit schon dadurch belundet wird, daß unser Papier noch heute davon den Namen trägt. Die alten Ägypter wie die Hebräer schrieben außerdem besonders auf geerbten Fellen, und nur die weniger wichtigen Aufzeichnungen, wie Rechnungen, Abstimmungen bei Wahlen und dergleichen wurden auf Baumrinde, Baumblätter oder auch auf Muscheln, flachen Ziegelfleinen, Holzbrettern und Toppfcherben niedergelegt. Ferner gebrauchte man im ganzen Altertum bis ins achte Jahrhundert hinein Bretchen aus Blei, Elfenbein und Holz, die mit einer dünnen Wachsschicht überzogen und dann mit einem Griffel (Stylus, daher die Bezeichnung Stil) beschrieben wurden. Der Papyrus oder das Papier wurde aus einer Pflanzart hergestellt, die namentlich an den Ufern des Nil und auf Sizilien wuchs. Dr. Maire, Bibliothekar an der Sorbonne, der jetzt vor der französischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften einen fesselnden Vortrag über die Entwicklung des Buchs gehalten hat, ist vor etwa 30 Jahren in der Lage gewesen, das Vorkommen von wildem Papyrus auch an den Ufern der Rhône nachzuweisen. Auf den langen zarten Blättern dieser Pflanze schrieb man mit einem Calamus, einem am Ende zugespitzten Rohr. Die Blätter wurden dann zusammengerollt. Das Pergament kam erst weit später in Gebrauch.

### Völkerverkunde.

In der Stadt der zehntausend Priester. Die beiden amerikanischen Reisenden Richardson L. Wright und Waasett Digby, die sich auf einer Forschungsreise durch Zentralasien befinden, schildern in einem interessanten Aufsatz des „World Magazine“ das Leben in Urga, der „Stadt der zehntausend Priester“. Hier, am Rande der Wüste Gobi, in der nördlichen Mongolei, ist dem Buddhismus eine Hochburg errichtet, denn in den zahllosen Klöstern der Stadt leben mehr als 10 000 Geistliche, die vier Fünftel der gesamten Bevölkerung von Urga ausmachen. In der Mongolei wird fast immer der erstgeborene Sohn jeder Familie Buddha geweiht, um ihm als Priester zu dienen. Mit zehn Jahren wird das Kind nach der Priesterschule von Urga geschickt, mit 20 hat der junge Mann so viel Gebete gelernt, um zu der Würde eines niederen Lamas aufzurücken. Dann rasiert er sich Haar und Bart ab, kleidet sich in ein hell schimmerndes, rot und gelbes Gewand, und nachdem er noch ein weiteres Examen abgelegt hat, wird er dann ein richtiger Priester, der nicht heiraten darf und nicht arbeiten, sondern sich nur den heiligen Dingen widmen soll. Da sitzen sie denn die Tausende, murmeln Gebete, studieren die heiligen Schriften, betätigen sich als Ärzte des Leibes, indem sie allerlei Heilmittel den Kranken verabreichen, doch noch mehr des Geistes, indem sie die bösen Geister austreiben und die Teufel im Menschen beschwören. All dies aber kann ihnen doch nicht über die langen Stunden hinweghelfen, in denen ihnen das heilige Nichtstun zur Qual wird und die böse Langeweile sie beschleicht. Deshalb haben sich die Priester von Urga auf einen auch bei uns recht beliebten Zeitvertreib geworfen, sie beschäftigen sich mit Sport aller Art, veranstalten Wettrennen zu Fuß, große Tanzaufführungen und vor allem Ringkämpfe. Das größte Ereignis des Jahres ist für Urga der große Ringwettkampf, in dem die priesterlichen Athleten ihre Kräfte mit denen profaner Sterblicher messen. An diesem großen Schauspiel nimmt auch der höchste der Priester von Urga, der Tschchi-Lama, der den Namen „der lebende Gott“ führt, teil. In der riesigen Arena ist die ganze Bevölkerung der Priesterstadt schon am Vormittag versammelt. Um zwei Uhr sinkt dann die Seidenbahn von dem Felt, von dem aus der Tschchi-Lama den Kämpfen zusieht, die Wettbewerber treten in den Kreis, werfen sich vor dem „lebenden Gott“ in den Staub und verhorren so gebüdt wie Frösche, bis der Tschchi-Lama sich setzt und sie nun mit einem Rud gegeneinander löstürzen. Die größte Spannung herrscht dann, ob der Champion der Priester oder ein Athlet der Bürger den Sieg davonträgt. Vergessen ist alle Ehrfurcht, die man den Dienern Buddhas entgegen bringt, vergessen die Angst vor der Hölle, mit der sie dem Sündigen drohen; man packt sich, raust sich, zerrt sich, bis schließlich einer bestieg in den Staub sinkt. Da sind doch die Tanzwettkämpfe weishevoller, die die Priester unter sich ausführen. Ein malerischer Reiz liegt schon in den Kostümen, diesen reich bestickten, von Edelsteinen leuchtenden Seidengewändern, den klirrenden Amuletten und Zierraten, mit denen sie behangen sind. Bei den „Teufelstänzen“ trägt jeder Ausführende noch eine gewaltige groteske Maske von dämonischer Wildheit. Eine ohrenbetäubende Musikbegleitung erklingt und stachelt die Tanzenden zu immer rasenderen Bewegungen an. Die scheußlichen Maskenköpfe verschwinden in einem Chaos von bunten Ge-

wändern und durcheinander wirbelnden Gestalten, bis endlich einer nach dem anderen erschöpft niederstürzt und schließlich nur noch der Sieger in mühselig taumelnden Verrentungen als letzter das Feld behauptet . . .

### Naturwissenschaftliches.

Ausgestorbene Säugetiere am Victoriasee. Die großartigen Funde von Resten ausgestorbener Säugetiere bei Tendaguru in Deutsch-Ostafrika scheinen nicht vereinzelt bleiben zu sollen. Es sind nämlich ähnliche Reste nunmehr auch in Britisch-Ostafrika entdeckt worden, und zwar auf der Ostseite des großen Victoriasees. Professor Andrews hat sie einer Untersuchung unterzogen und jetzt der Zoologischen Gesellschaft in London vorläufigen Bericht über deren Ergebnisse erstattet. Die Ueberbleibsel sind insofern nicht unsehnlich, als fast nur Bruchteile von Knochen erhalten geblieben sind. Als ein Paradestück muß schon der Teil eines Kiefers mit einigen wohl erhaltenen Zähnen gelten, der jedenfalls einer kleinen Art der bekannten Säugetiergattung Dinotherium gehört, die in der Tertiärzeit nicht nur in Europa, sondern auch in Asien eine weite Verbreitung besessen haben muß. Dies Tier war wahrscheinlich ein Vertreter der Vorläufer der Elefantensippe. Besonders berühmt ist der bei Eppelsheim im Mainzer Becken zutage geförderte Schädel, der eine Länge von mehr als einem Meter besitzt. Diese ostafrikanische Art scheint am meisten dem Dinotherium Cuvieri zu gleichen, das in Frankreich in der Miozän-Zeit der Tertiärepoche gelebt hat. Es läßt sich daraus aber nicht mit Sicherheit schließen, daß die afrikanischen Wodenschichten demselben Alter angehören, da es möglich wäre, daß diese sonderbaren Geschöpfe in Afrika länger erhalten geblieben sind als in Europa oder Indien. In denselben Lagern haben sich noch Reste eines kleinen Rhinoceros, einer riesigen Landschildkröte von der Gattung Trionyx und von Krokodilen gefunden. So weit aus dem inneren Afrika waren bisher tertiäre Säugetierreste nirgend bekannt.

### Medizinisches.

Die Blinddarmentzündung bei Kindern. Die Blinddarmentzündung, unter der man jetzt allgemein die Entzündung des sogenannten wurmförmigen Ansatzes des Blinddarmes (Appendix) versteht, hat durch die Kunst der Chirurgie viel von ihrem Schrecken verloren, aber wird vielleicht noch weniger gefürchtet werden, wenn, wie es den Anschein hat, die Ärzte solche Mittel dagegen finden, daß auch die Operation überflüssig wird. Ganz ausgeschlossen wird sie freilich sicher niemals werden. Am bedenklichsten steht es mit der Blinddarmentzündung noch immer bei kleinen Kindern. Bei den Erwachsenen stirbt an der Blinddarmentzündung heute nur noch jeder fünfundsingzigste bis fünfzigste der Erkrankten, während bei den Kindern die Sterblichkeit im Durchschnitt 15 bis 30 Proz., also bis fast ein Drittel beträgt. Dr. Hans Salzer hat jetzt in einem Vortrage vor der Wiener Gesellschaft der Ärzte auf Grund seiner umfangreichen Erfahrungen untersucht, worin diese größere Gefährlichkeit der Blinddarmentzündung bei Kindern begründet ist. Er hatte im Laufe von vier Jahren 200 Fälle solcher Erkrankungen an Kindern in Behandlung, von denen 163 operiert wurden. Bei den anderen wurde eine Operation nicht vorgenommen, obgleich Dr. Salzer den Standpunkt vertritt, daß noch immer eine eigentliche Heilung ohne Operation nicht möglich ist. Außerdem starben zwei der Kinder so kurze Zeit nach der Entlassung, daß ihre Rettung nicht einmal mehr versucht werden konnte. Von den 163 operierten Kindern starben 22, also 13 1/2 Proz. oder reichlich viermal so viel, als man hätte erwarten sollen, wenn es sich um erwachsene Kranke gehandelt hätte. Es wäre nun wirklich an der Zeit, die Gründe dieses Unterschiedes aufzufindig zu machen. Ueberall werden die größten Bemühungen aufgewandt, um die hohe Kindersterblichkeit herabzusetzen, und insfolgedessen sollte man darauf denken, auch diesem Feind, der schon so manches hoffnungsvolle Leben hinweggerafft hat, den Boden abzugraben. Dr. Hans Salzer hat alle Erklärungen, die man für die große Kindersterblichkeit durch Appendicitis vorgebracht hat, gründlich erörtert. Einmal ist angeführt worden, daß jener Burnfortsatz des Blinddarmes, der überhaupt als ein rückständiger Körperteil zu betrachten ist, bei den Kindern im Verhältnis zur Länge des Darms eine erheblich größere Entwicklung besitzt und dadurch auch wohl leichter einer Entzündung ausgesetzt ist. Diese Annahme weist Dr. Salzer ebenso zurück wie die Behauptung, daß die Blinddarmentzündung bei Kindern schwieriger zu erkennen sei. Wenn es sich nicht um ganz kleine Kinder unter zwei Jahren handelt, kann die Krankheit ebenso leicht festgestellt werden wie bei Erwachsenen. Endlich ist auch die Vermutung, daß die Krankheit selbst bei Kindern einen heftigeren Verlauf nimmt, zum mindesten erwiefen. Dr. Salzer findet vielmehr den hauptsächlichsten Grund darin, daß die Kinder zu spät dem Arzt zugeführt und insfolgedessen auch zu spät operiert werden. Die Merkmale der Krankheit sind freilich so wechselnd, daß sie für die Eltern nicht leicht zu verstehen sind. Andererseits sind sie stark genug, um jeden kundigen Arzt auf den richtigen Verdacht lenken zu können. Dr. Salzer meint freilich, daß auch die Laien so weit aufgeklärt werden müßten, daß ihnen eine Beurteilung möglich wäre, wenn bei einer kindlichen Erkrankung an Blinddarmentzündung gedacht werden muß.